

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 168.

Elbing, den 22. Juli.

1891.

Verjährt.

Roman von Ewald August König.

Nachdruck verboten.

19)

Achtes Kapitel.

Siegfried hatte in der Residenz bei dem Geschäftsfreunde seines Bruders freundliche Aufnahme gefunden und bei der Aktiengesellschaft auch sofort eine ihm zusagende Anstellung erhalten. Er fand sich bald in die neue Beschäftigung, die seinen Neigungen mehr entsprach, als das Lehrfach, und soweit er die Verhältnisse beurtheilen konnte, glaubte er zuverlässig, daß es eine dauernde Stellung sein werde. Nachdem dies alles zu seiner Zufriedenheit geordnet war, dachte er darüber nach, wie er Hedwig von seiner Anwesenheit in der Residenz benachrichtigen könne. Ihr zu schreiben war nicht rathsam, wenn nicht eine zuverlässige Person die Besorgung des Briefes übernahm, es ließ sich ja voraussehen, daß alle an Hedwig adressirten Briefe der Kommerzienrätthin übergeben und von dieser sicher geöffnet wurden.

Siegfried hatte erfahren, daß dieser Frau bei der Verfolgung ihrer Zwecke jedes Mittel recht war; er mußte also sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn er sie überlisten und sich vor ihren Intriguen sichern wollte. Mehrmals schon war er an dem Hause des Kommerzienraths vorbeigegangen, in der Hoffnung, seiner Braut zu begegnen oder irgend eine Entdeckung zu machen, die ihm die Ausführung seines Vorhabens ermöglichte, und als er sich immer wieder in seinen Erwartungen und Hoffnungen getäuscht sah, beschloß er endlich sein Augenmerk auf die Dienerschaft zu richten. Durch Bestechung ließ sich vieles erreichen, und es unterlag wohl keinem Zweifel, daß unter den Lakaten dieses Hauses sicher einer sich befand, der der Bestechung zugänglich war, man mußte nur gleich den Nichtigten herausfinden und sich vor einem Mißgriff hüten.

In der Abenddämmerung kam Siegfried wieder an dem Hause vorbei, ein galonirter Diener trat heraus und bog nach kurzer Wanderung in die nächste Seitenstraße ein. Siegfried folgte ihm, er war noch unentschlossen, unter welchem Vorwande er ihn anreden sollte, als er bemerkte, daß der Lakai in eine Restauration hineinging.

Er wartete noch einige Minuten, dann trat er ebenfalls in das Haus. In der Gaststube fand er nur zwei Personen, den Lakai und einen rothnasigen Kutscher, die sich ziemlich laut mit einander unterhielten und von ihm nicht die geringste Notiz nahmen.

Er forderte Bier und die neueste Zeitung und ließ sich an einem anderen Tische in der Nähe nieder, hoffend, daß ihr Gespräch ihm einen Anhaltspunkt bieten werde, welcher ihm gestattete, Unterhandlungen mit dem Lakaten anknüpfen zu können.

„Es sind gute Pferde“, sagte der Kutscher, „bessere findet die gnädige Frau nicht, und wenn das Geschäft gemacht wird, fällt auch für Dich etwas ab. Aber das Deinige mußt Du dazu thun, wenn Du's nicht kannst, bist Du kein richtiger Kammerdiener.“

„No, na, ich thue ja, was ich kann“, erwiderte der Lakai, gedankenvoll in das Glas blickend, „wenn unser Kutscher nur nicht anderer Meinung wäre.“

„Euer Kutscher ist ein Esel, der einen Droschkengaul von einem Luxusperde nicht unterscheiden kann.“

„Das laß' gut sein, er kennt auch seinen Vortheil, und ich glaube, daß der alte Nathan Löb ihm hohe Prozente versprochen hat.“

„Gut, das muß der gnädigen Frau gesagt werden“, antwortete der Kutscher. „Kannst ihr dabei sagen, Nathan Löb habe schon manchen betrogen, unser Mann dagegen sei ein ehrlicher Kerl, und wenn sie darüber Näheres wissen wolle, so möchte sie nur mich fragen, ich sei ein gewiegter Pferdefenner.“

„Sie will morgen Mittag die Thiere sehen, Du könntest ja zufällig dazu kommen.“

„Werde schon sehen, ob es sich einrichten läßt“, nickte der Kutscher; „kommt denn der Kommerzienrath Seemann auch mit?“

„Wahrscheinlich nicht, um solche Geschäfte kümmert er sich nicht.“

„Die Börse macht ihm wohl viel Arbeit? Es soll faul an der Börse aussehen.“

„Wer sagt das?“ fragte Daniel ungläubig.

„Hab's aus guter Quelle, Aktienbrauerei ist schon um die Ecke gegangen, die andern werden folgen.“

„Was liegt uns daran!“

„Denk' an das, was ich Dir vom Kutschen gesagt habe,“ erwiderte der Kutscher mit äußerst

pfiffiger Miene zum Lakaien des Kommerzienraths; „es wäre möglich, daß Dein Herr —“

„Unsinn, daran ist gar nicht zu denken!“

„Na, na, ich hab' Erfahrungen gemacht, sieh Dich frühzeitig nach einer neuen Stellung um! Was ich sagen wollte, ist der alte Bagabund wieder bei der Gnädigen gewesen?“

„Der Landstreichler, der Dich hier ausgehorcht hat?“

„Sawohl derselbe! Vom Aushorchen war da keine Rede, er hat sich nur erkundigt nach den Verhältnissen in Eurem Hause. Und daß er ein Bettler gewesen sein soll, glaub' ich auch nicht, sonst würde die Gnädige sich nicht so lange mit ihm unterhalten haben. War er wieder da?“

„Bis heute noch nicht.“

„Na gieb Acht, er wird wieder kommen!“

„Und Sie im Hause des Kommerzienraths Seemann?“ wandte Siegfried jetzt sich zu dem Diener. Der Lakai musterte ihn mit einem unverschämten Blicke und nickte bejahend. „Die Kommerzienrätthin soll ja bedenklich erkrankt sein!“

„Wer hat Ihnen das ausgebunden?“ ipotete Daniel.

„Ich hab's gehört, man sagte mir, sie habe deshalb ihre Tochter aus C. kommen lassen.“

„Deshalb?“ lachte der Lakai. „Ich weiß das besser, es geschah aus einem andern Grund.“

„Die Kinder sind ja immer alle hier gewesen.“ schaltete der Kutscher ein, und der fragende Blick, mit dem er seinen Kollegen ansah, ließ erkennen, daß die Sache ihn interessirte.

„Die Gnädige hat noch eine Tochter aus erster Ehe.“ sagte Daniel in geringschätzendem Tone, „sie war aber lange auswärt's, und man hat sich niemals sonderlich um sie gekümmert.“ „Und weshalb mußte sie nun hierher kommen?“

„Weil sie sich hinter dem Rücken der Gnädigen verlobt hatte.“

„Es ist die Möglichkeit!“ sagte der Kutscher, die Brauen hoch hinaufziehend. „Wenn's ein anständiger Mann ist —“

„Lehrer am Gymnasium.“

„Bist Du schon der Vertraute des Fräuleins?“

„Ich hoffe es noch zu werden, man braucht's nicht zu sein, um alles zu erfahren, was in dem Hause vorgeht, das kann ich Dir versichern.“

„Ich glaub's gern.“ erwiderte der Kutscher mit verstohlenem Blicke, auf Siegfried, „man sieht viel, wenn man nur die Augen offen hält. Also die Verlobung soll wieder aufgelöst werden?“

„Natürlich!“

„Darin find' ich nichts Natürliches, es sei denn, daß das Fräulein es selbst wünschte.“

„Nicht zu denken daran!“

„Na, dann ist es grausam von der Gnädigen“, sagte der Kutscher entrüstet, indem er mit

der Faust auf den Tisch schlug, „und wenn ich in diesem Hause diente, dann müßt' ich, was ich zu thun hätte!“

„So? Was würdest Du thun?“

„Die Liebenden beschützen! Ich würde dem Fräulein sagen, sie möge mich als einen Freund betrachten, es würde mir eine Freude sein, wenn ich ihr dienen könnte.“

„Hm, das ist eine gefährliche Sache“, sagte Daniel, mit der Hand über das zierlich frisirte Haupt fahrend, „wenn's die Gnädige erfährt, kann ich meine sieben Sachen zusammenpacken!“

„Das wär' mir gleichgültig, heutigen Tages findet man immer eine gute Stelle, und wer weiß, wie lange die Herrlichkeit in Eurem Hause überhaupt dauert!“

„Nimm Dich in Acht, wir sind nicht allein!“

„Hab' ich was behauptet? Daß der Kommerzienrath an der Börse spekulirt, weiß Jeder, und mit meiner Meinung über die Börsenbarone darf ich überall ankommen.“

„Das wohl, aber man wechselt nicht gern.“

„Ist auch nicht nötig, ich wollte schon dafür sorgen, daß die Gnädige nichts erführe!“

Der Kutscher warf nach dieser Bemerkung einen Blick auf seine silberne Taschenuhr und erhob sich. „Es wird Zeit“, sagte er, „mein Herr will ins Theater, ich muß anspannen.“

„Unsere Gnädige will auch hin“, erwiderte Daniel, der inzwischen sein Glas ausgetrunken hatte, „nachher treffen wir uns wieder hier, wie?“

„Versteht sich, was soll man denn anders machen?“

„Also bis später, denke mittlerweile darüber nach, was ich Dir gesagt habe.“

Damit ging der Kutscher hinaus, Daniel wollte ihm folgen, er wartete nur noch auf den Wirth, um seine kleine Zechе zu bezahlen. „Haben Sie noch einen Augenblick Zeit?“ fragte Siegfried, der seiner Erregung kaum Herr werden konnte.

Wieder traf ihn ein mißtrauischer, lauerner Blick aus den halbgeschlossenen Augen des Lakaien.

„Nur noch fünf Minuten“, entgegnete Daniel.

„Das genügt; wollen Sie den Rath Ihres Freundes befolgen und zugleich ein Goldstück verdienen?“

„Es kommt darauf an, was Sie von mir fordern.“

„Begleitet Fräulein Faber heute die gnädige Frau ins Theater?“

„Nein.“

„Der Herr Kommerzienrath ebenfalls nicht?“

„Bewahre, er geht in seinen Klub.“

„Fräulein Faber bleibt also allein zu Hause“, sagte Siegfried, dessen Erregung das Mißtrauen des Dieners steigerte, „ich verlange nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mich bei der jungen Dame anmelden.“

„Hm, ich weiß nicht, wer Sie sind —“

„Seien Sie ganz ohne Sorgen, ich werde nicht lange bei der jungen Dame bleiben. Unannehmlichkeiten sollen Ihnen daraus nicht erwachsen.“

„Das sagen Sie, aber wer bürgt mir dafür? Ich kenne Sie nicht, und in unsern Salons liegen überall werthvolle Sachen, nachher habe ich's zu verantworten.“

Trotz seiner fieberhaften Ungeduld und Aufregung mußte Siegfried lachen, an die Möglichkeit eines solchen Weigerungsgrundes hatte er nicht gedacht. „Seh' ich denn aus wie ein Spitzbube?“ fragte er.

„Man kann's nicht Jedem ansehen, was er ist und was er vor hat,“ erwiderte der Diener achselzuckend. „Sie sind doch nicht der Verlobte des Fräuleins?“

„Zawohl, der bin ich.“

„Der wohnt ja in C.“

Siegfried holte sein Portefeuille aus der Tasche und legte seine Karte sammt einem Goldstück auf den Tisch. „Ich vertraue darauf, daß Sie, wenn Sie das Geld nehmen, auch Ihr Wort einlösen und nicht die Rolle des Beräthers spielen werden,“ sagte er in ernstem Tone. „Sagen Sie mir, wann ich kommen soll, Sie haben dann weiter nichts zu thun, als dem gnädigen Fräulein diese Karte zu überreichen und dafür zu sorgen, daß ich einige Minuten ungestört mit ihr plaudern kann.“

„Das ließe sich schon machen,“ erwiderte der Lakai gedankenvoll, während er die Hand nach dem Goldstück ausstreckte, „ich wage freilich viel —“

„Sie wagen gar nichts, wer kann der jungen Dame verbieten, einen Besuch anzunehmen?“

„Das ist wahr,“ nickte Daniel, der das Geld schon eingesteckt hatte und nun auch die Karte vom Tische nahm, „kommen Sie nach einer halben Stunde, Sie werden mich unten an der Hausthür finden.“

Siegfried athmete erleichtert auf, als der Lakai sich entfernt hatte. Jetzt war der Weg gebahnt, die Intriguen der Kommerzienrätthin konnten nun die Liebenden nicht mehr trennen. Die halbe Stunde war endlich verstrichen, Siegfried machte sich auf den Weg, und der Diener löste sein Versprechen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Humor.

Konzeffionen. „Ein Auskommen in der Ehe ist nur möglich, wenn man sich gegenseitig Konzeffionen macht,“ erläuterte weise ein Erzfahrener. „Ich z. B. habe niemals Hunger vor 7 Uhr Abends; da aber meine Frau gewöhnt ist, um 5 Uhr zu dinniren, sind wir übereingekommen, uns um 6 Uhr zu Tische zu setzen. Auf diese Weise ist das Essen uns Beiden in gleichem Maße unangenehm.“

Im Hochgebirge. Der Hoteller ist im Begriff, mit Hilfe seines Oberkellners eine

Rechnung abzufassen. „Haben Sie bemerkt, daß der Herr auf Nr. 7 während seines hiesigen Aufenthalts jeden Morgen nach der Wetterfahne gesehen hat?“ „Zawohl, jeden Morgen!“ „Schreiben Sie also: Für Benutzung der Wetterfahne 3 Francs.“

Schlagfertig. Die schöne Frau (gelangweilt, kapriziös): „Welchen Unterschied finden Sie zwischen mir und einer Wanduhr?“ Der Anbeter (ohne lange nachzusinnen): „Die Wanduhr zeigt die Stunden an und Sie, gnädige Frau, machen sie vergeffen.“

Die Leidende. Ein Arzt hat eine reizende Patientin, die ihn alle Augenblicke wegen der lächerlichsten Kleinigkeiten rufen läßt und sich von einer Menge Krankheiten befallen glaubt. „Oh, gnädige Frau!“ ruft er eines Tages aus, „welche Gesundheit müssen Sie haben, um alle diese Krankheiten auszuhalten!“

Auf der Promenade. „Da geht der kleine X, der sich neulich verheirathet hat.“

„Ja, aber ich begreife ihn nicht. Wie kann man ein Mädchen zur Frau nehmen, das acht Schwestern hat.“ „Im Gegentheil, das ist sehr gut ausgedacht: auf diese Weise theilen sie sich in die Schwiegermutter.“

Aus der Welt des weiten Gewissens.

Der Besitzer eines anrüchigen Bankinstitutes spricht mit seiner Frau von Geschäften. „Was rixkire ich eigentlich bei dieser Spekulation? Nur die zweihunderttausend Francs meiner Klienten. Ich selbst besitze keinen Heller.“ „An Deiner Stelle würde ich die zweihunderttausend Francs lieber behalten. Wir sind nicht reich genug, um sie auf's Spiel zu setzen.“

Zweifaches Unglück. Jemand erhält die Nachricht, daß seine Tante gestorben sei. „Armer Daniel,“ ruft er aus, „jetzt ist er Wittwer!“ Einige Tage später theilt man ihm den Tod seines Onkels mit. Erschüttert bricht er in die Worte aus: „Welches Unglück! Jetzt sind sie alle beide Wittwer!“

Vortreffliches Auskunftsmittel. Derselbe geniale Mitbürger findet eines Tages, daß seine Uhr unbedingt reparirt werden muß; aber er hat keinen Pfennig in der Tasche. Was also thun? „Dummloß der ich bin!“ ruft er nach längerem Ueberlegen aus, „es giebt doch ein so einfaches Mittel, um zu Geld zu kommen.“ Und er trägt seine Uhr in's Versahamt.

Gut herausgeholfen. Eben derselbe besucht den Maler X. und betrachtet kritisch ein Portrait, an dem dieser die letzten Lichter aufsetzt. „Was für ein abscheuliches Modell! Wo zum Teufel haben Sie diese Wisage aufgefißt?!“ „Aber — das ist ja meine Schwefter.“ „Oh, ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ sagt der Kritiker in tiefster Verwirrung. „Aber ich hätte es mir auch gleich denken können; Sie sehen sich ähnlich, wie aus dem Gesicht geschnitten.“

In der Fensternische. „Ich bete Sie an; aber leider Gottes bin ich ein armer

Schlucker. Indessen habe ich einen reichen sechzigjährigen Onkel, welcher sich allerdings einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut. „Sist er verheirathet?“ „Nein.“ Nach einer Pause: „Nun lieber Freund, es wäre dumm, sich ins Glend zu stürzen; seien Sie vernünftig, verzichten Sie auf mich und stellen Sie mich noch heute Ihrem Onkel vor.“

Der erkenntliche Gast. Der Kellner zu einem Gaste, welcher fortgeht, ohne ihm ein Trinkgeld zu entrichten: „Der Herr Baron wird meiner doch wohl nicht vergessen.“ „Nein, mein Freund, ich werde Ihnen schreiben.“

Ausspruch eines modernen Restors. „Die Autorität des Alters leitet sich lediglich aus der Thatfache her, daß man länger dumm war, als diejenigen, denen man seine Lehren giebt.“

Mannigfaltiges.

— **Napoleon I. über Mädchenerziehung.** Man wird sich auf den ersten Blick wundern, daß ein Mann, der wohl als Feldherr und Staatsmann allgemein anerkannt ist, sich auch um das Gebiet der Mädchenerziehung kümmerte und darüber Grundsätze aufstellte. Indesß Napoleon I. war ein Genie, und ein Genie ist univiersell. Napoleon hatte im Schlosse zu Ecouen eine Erziehungsanstalt für die Töchter der Offiziere der Ehrenlegion errichtet. Ueber die Einrichtung dieser Anstalt, über die Art, wie dort die Mädchen erzogen werden sollten, spricht er sich in einem Briefe vom 15. Mai 1807 folgendermaßen aus: „Worin soll man die Mädchen, die in der Erziehungsanstalt zu Ecouen ausgebildet werden, unterrichten? Man soll mit der Religion in ihrer ganzen Strenge beginnen. Gestatten Sie in dieser Beziehung keine Milderung noch Einschränkung. Die Religion ist von höchster Wichtigkeit in einer öffentlichen Erziehungsanstalt für Mädchen. Sie ist, was man auch sagen mag, die sicherste Garantie für die Mütter, wie für die Gatten. Erziehen Sie uns Gläubige, nicht schwächende Vernünftlerinnen. Da beim weiblichen Geschlechte einerseits die Gedanken und Willensentschlüsse sehr veränderlich sind, andererseits aber die Frauen in der Gesellschaft eine sehr wichtige Aufgabe zu lösen haben, zu welcher sie eine beharrliche Opferwilligkeit und eine gewisse Art von aufopfernder Liebe bedürfen, so ist zur Erziehung der Mädchen die Religion unentbehrlich. Die Erziehung bezweckt nicht, angenehme und reizende, sondern tugendhafte Mädchen zu erziehen; diese sollen nicht suchen, durch geistreiche und erheiternde Unterhaltung zu gefallen, sondern sich durch Sittlichkeit und Bediegenheit des Charakters zu empfehlen. Im Allgemeinen muß man sie während der drei Viertel des Jahres mit weiblichen Handarbeiten beschäftigen, sie müssen Strümpfe stricken, Hemden machen, Stickereien,

kurz jede Art von weiblichen Handarbeiten anzufertigen verstehen. Ob die Möglichkeit vorliegt, ihnen etwas aus der Arzneikunde beizubringen, wenigstens von demjenigen Theile derselben, der in das Amt einer Krankenpflegerin gehört, kann ich nicht beurtheilen. Gut wäre es, wenn sie mit Allem vertraut wären, was zur Speisekammer gehört. Ich möchte, daß ein junges Mädchen, welches Ecouen verläßt, um sich an die Spitze einer Haushaltung zu stellen, ihre eigenen Kleider machen und die Kleider ihres Mannes auszubessern verstände, daß sie das Zeug ihrer Kinder herzustellen wüßte, daß sie ihrer kleinen Familie allerhand Unnehmlichkeiten machen und für Mann und Kinder, wenn sie krank werden, sorgen könnte, kurz, daß ihr in dieser Beziehung frühzeitig das eingeprägt würde, was die Krankenpflegerinnen als Berufspflicht erlernen. Was die Kost betrifft, so kann dieselbe nicht einfach genug sein: Suppe, Mehlspeise, ein kleines Beigericht; mehr ist durchaus nicht nöthig. Ihre Wohnzimmer müssen durch die Arbeit ihrer eigenen Hände ausgestattet sein; ihre Hemden, Strümpfe, Kleider, Kopfsputz müssen sie selber anfertigen. Alles das ist nach meiner Meinung von größter Wichtigkeit. Ich will aus diesen Mädchen nützliche Frauen machen, und ich bin dann auch sicher, daß ich angenehme Frauen aus ihnen mache. Nicht dadurch suche ich aus ihnen angenehme Frauen zu machen, daß ich sie zu Stutzerinnen ausbilde. Wenn man selbst seine Kleider macht, weiß man sich auch geschmackvoll zu kleiden, jedenfalls doch so, wie es sich ziemt.“ So Napoleon I. Wenn diese Grundsätze allenthalben Eingang fänden und bei der Ausbildung junger Mädchen, vornehmlich von dem bürgerlichen Stande, gebührend berücksichtigt würden, so würde ein großer Theil all des Elendes und der Armuth aus der Welt verschwinden und die Familien, wie die Völker einem glücklicheren irdischen Dasein entgegen sehen, und ein gutes Stück der sozialen Frage auf friedlichem Wege gelöst sein.

Seiteres.

* [Anzeigen.] Der „Generalanzeiger für Leipzig und Umgegend“ enthielt folgende Anzeige: „Ein junger Mann sucht Stellung auf Telegraphen und Blizableitern. Offerten unter P. P. Exped. d. Bl.“ — Eine amtliche Verwarnung im Stadtanzeiger der „Kölnischen Zeitung“ hat folgenden Wortlaut: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß das Vieh nicht mit offenen Lichtern, sondern nur mit Laternen gefüttert werden darf.“

* [Im Examen.] Professor: „Wie weit ist die Sonne von der Erde entfernt?“ „20,036,000 Meilen.“ „Wie fanden Sie diese Zahl?“ „Enorm.“